

# Da ist gar nichts schweizerisch an dieser Idee.

Autor(en): **Zumthor, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am  
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 22

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919012>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

INTERVIEW

# PETER ZUMTHOR

Da ist gar nichts  
schweizerisch an  
dieser Idee.



transMagazin (tm): Sehr geehrter Herr Zumthor, in Ihrer Rede anlässlich der Verleihung des Pritzker-Preises 2009 sprachen Sie von dem Moment, in dem Sie als Architekt beschlossen haben, nur noch Sie selbst zu sein.

Als Student ist man ebenfalls ständig mit der Frage konfrontiert, ob der Semesterentwurf noch einen selbst widerspiegelt. Welches Gewicht hat Ihrer Meinung nach das Prinzip des Lernens durch das Kopieren in der Lehre?

Peter Zumthor (pz): Das Kopieren würde ich empfehlen, wenn es um Techniken geht – Handwerkstechniken. Da finde ich wichtig, dass man möglichst viel lernt und sein Repertoire ständig vergrössert. Als künstlerischer Prozess interessiert es mich nicht.

tm: «Architektur hat nichts mit Stil zu tun sondern ist Haltung» ist eine der am häufigsten zitierten Aussagen von Ihnen..

pz: Das Zitat ist falsch, wenn es allgemein formuliert wird. Ich versuche meine Aussagen persönlich zu halten. Ich sage lieber, dass für mich Architektur nichts mit Stil, sondern mit Haltung zu tun hat.

Das Kopieren oder Nachahmen eines gewissen Stils ist seit der klassischen Moderne in Verruf geraten und das, glaube ich, ein bisschen zu Unrecht. In Krakau ist eine der letzten Architektur-Universitäten, wo man noch zeichnen können muss, um überhaupt reinzukommen. Durch diese «École des Beaux-Arts»-Erziehung wird eine Minimalqualität der gebauten Werke gewährleistet. Das hat auch seinen Wert.

Ich komme aus der Kunstgewerbeschule Basel. Die war damals aufgebaut wie das Bauhaus, mit Vorkurs und Fachklasse. Das habe ich jetzt so im Blut und das gefällt mir auch ganz gut. Es ist aber wichtig zu sehen, dass man das Rad nicht immer neu erfinden muss. Dass ich nicht der erste bin, der sich mit Architektur und Design beschäftigt.

In der klassischen Moderne hatten viele das Gefühl, die ersten zu sein, die das so machen und das alles andere vorher sowieso Mist war. Das hat sich bei mir in den siebziger Jahren verändert. Vor allem unter dem Einfluss von Aldo Rossi. Was damals in Zürich lief, war die Wiedereinführung der Geschichte in die Architektur, jedoch nicht als Formengeschichte, sondern als Biographie. Rossi redet in seiner «Wissenschaftlichen Selbstbiografie» [Aldo Rossi: «Autobiografia scientifica», 1981] nicht über die grosse Architekturgeschichte, sondern wie er die Architektur erlebt hat. Die Geschichte von ihm und der Architektur. Das war damals eine grosse Öffnung. Das grosse Wissen der Vergangenheit und vor allem auch das persönlich Erlebte, was ja das Wichtigste ist, waren wieder da. Rossi hat Valentin Bearth im Studium gesagt: «Lieber Valentin, du kommst doch da aus diesem Dorf, wie heisst das da? Tiefencastel. Ich kenne das. Wieso zeichnest du deine Fenster mit diesen Kreuzsprossen? Das sind meine Fenster. Du bist doch von Tiefencastel, zeichne deine Fenster.» [lacht]

Dann kam die Postmoderne. Was da damals gebaut wurde, hat mich der Vorstellung des Stils auch nicht näher gebracht.

tm: Entwerfen Sie direkt aus dem Handwerk, also aus der Konstruktion und

vom Material her? Oder haben Sie auch gewisse Vorstellungen oder Bilder, die ihnen als Ausgangslage dienen?

pz: Was mich interessiert, ist die Schaffung emotionaler Räume, die gut zu der Funktion und zum Gebrauch passen. Ich will kein Gebäude, das zu einem anderen sagt, «du bist hässlich und ich bin schöner.» Jedes soll als eigenständiger Teilnehmer an einer Tafelrunde sein, aber nicht auf Kosten von jemandem anderen. Es muss am Ort klingen: ob das jetzt in der Stadt oder auf dem Land, auf dem Berg oder an einem See ist. Und es muss wunderschön im Gebrauch sein und einen berühren. Ich bin glücklich, wenn es mir gelingt, dass die Räume, die ich mache – nicht das äussere Bild, das ist was anderes, aber das Innere, der Kern der Bauaufgabe – dass der einen berührt. Deswegen emotionale Räume. Und um dieses Ziel zu erreichen, brauche ich alles was mir zur Verfügung steht, mein ganzes Wissen über Materialien, Formen und die Geschichte. Und meine Eltern und meine Jugend und meine Freunde und meine Frau, meine Kinder und alle die hier arbeiten. Ich brauche alles, um das zu erreichen.

tm: Sie haben gesagt, dass Sie emotionale Räume schaffen wollen. Wie spüren Sie einen Raum, bevor er auch tatsächlich gebaut ist? Lassen Sie sich auch mal bewusst von einem Resultat überraschen?

pz: Ich habe eine Arbeitsweise entwickelt um im Voraus zu klären, wie alles zusammen reagiert. Dass alles so komponiert ist, dass ich, wenn ich es

anschaue, sagen kann: «Genau! Jetzt kommt diese Stimmung, die ich mir vorgestellt hab». Das ist fast wie Alchimie.

Ich mache nicht eine wissenschaftliche Arbeit, sondern spreche zuerst einfach einmal mit den Leuten. Das Gefühl für den Ort stellt sich schnell ein. Was mehr Zeit braucht, ist die Kultur zu verstehen. Ich beschäftige mich schon seit sieben Jahren mit einem Projekt in Doha. Ich habe sie immer wieder besucht um zu verstehen, wie eine arabische Familie funktioniert: Wie er seine Frau und seine Kinder behandelt, und was sie über ihn sagt, wenn er nicht da ist. [lacht] Die Leute zu verstehen ist für mich sehr wichtig.

Weiter muss ich verstehen, warum die mich rufen und dann schauen, ob ich das akzeptiere. Wollen sie, dass ich ihnen ein Haus baue, weil sie meine Arbeit schätzen, oder brauchen sie – aus welchen Gründen auch immer – einen Namen, um ihr Projekt erfolgreich durchzuführen?

Sobald ich Vertrauen gefasst habe und weiss, dass ich es auch machen will, haben sich die Bilder schon lange eingestellt. Es ist schön, dass der Mensch die Fähigkeit hat, sich Bilder zu machen, bevor der Verstand alles einteilt und theoretisiert. Diese Bilder stelle ich vor und zur Diskussion und dann schaue ich, wer meine Bilder teilt. Es spielt keine Rolle, ob das ein Praktikant ist, ein Junior Architekt oder der Partner. Mich interessieren nur die ersten intuitiven Reaktionen.

Später bauen wir dann in allen Arbeitsphasen Modelle, die wir immer wieder gemeinsam befragen. Und was uns die Modelle nicht zeigen, beschreibe ich mit Worten, so dass in meinen Zuhörern innere Bilder entste-



hen, auf die sie wiederum intuitiv reagieren können. Dann frage ich zum Beispiel: «All diese Duschen und Garderoben, sind die leichter oder schwerer, sind die transparent oder fest? Wer ist für schwer? Hände hoch». Eine Hand. «Wer ist für leicht?» Neun Hände. Dann ist klar: Es wird leicht.

tm: ..und wenn ihr euch nicht einig seid?

pz: Wenn die Entscheidung weniger klar ausfällt, frage ich nach: «Du warst für schwer. Was gefällt dir am schwerer?» Ich frage nie nach dem «Warum», sondern danach, was gefällt. Dann höre ich gute Antworten. Von den Jüngeren, die noch nicht so lange da sind, kommen dann oft diese abstrakten Dinge, die der Professor gerne hört – ich übertreibe jetzt ein bisschen. Das ist hier verboten.

Das ist die Methode: ich suche nach der ersten Emotion. Ich will keine Begründung. Wenn du durch die Stadt läufst und dir ein Gebäude gefällt, dann hat es dir schon gefallen, bevor du sagen kannst warum. Oder es hat dich schon geärgert bevor du weisst warum. Deswegen ist es mir wichtig, diese primären, diese ersten Emotionen einzufangen. So kommen wir rasch weiter. Es geht mir nicht um einen Meinungsstreit.

tm: In Ihrem Büro kommen Sie mit Hilfe ihrer Mitarbeiter zu Lösungen. Inwiefern denken Sie, dass die Beziehung oder die Arbeit mit den Kunden oder den späteren Nutzern wichtig für das Endprodukt ist? Muss man als Architekt auch Politiker sein?

pz: Die Bauherren müssen nicht meine Freunde werden, aber ich muss deren

Anliegen respektieren und verstehen. Wenn sie in meinem Laden etwas kaufen, müssen sie auch wollen, dass ich mitrede. Wenn jemand sagt, dass er drei Schlafzimmer in seiner Wohnung braucht, schlage ich ihm nicht vor, sieben zu zeichnen. Gewisse Dinge liegen in der Zuständigkeit des Bauherrn. Aber er muss eine gewisse Offenheit haben, wenn es um die Bilder der Architektur geht. Wenn er schon weiss, wie alles aussehen soll, dann muss er nicht zu mir kommen. Dafür gibt es Umsetzerarchitekten, die dann sagen: «Ok wir zeichnen das auf und konstruieren es für Sie.» Da habe ich nichts dagegen, aber das ist nicht mein Geschäft. Als Architekten müssen wir uns einfühlen und herausfinden, was unsere Kunden genau wollen, damit wir auch rechtzeitig entscheiden können, ob wir das machen wollen oder nicht.

tm: Der Ort oder auch der Gebrauch der Räume ist eng mit der Identität verknüpft. Für den Pavillon «Klangkörper» an der «Expo 2000» in Hannover haben sie Schweizer Identität exportiert. Wie sind Sie da vorgegangen?

pz: Zu Beginn aus der Aufgabenstellung. Eigentlich ist dieses Gelände ein Unort, auf den man sich nicht beziehen kann. Ich musste also etwas machen, das aus sich selber lebt, sich selber behauptet. Diese «Expo» ist eine Veranstaltung, in der die Nationen sich anpreisen und selber loben. Das ödet mich an, hat mich schon immer angeödet.

Eine Vorgabe des Wettbewerbs war es, einheimisches Holz zu verwenden. Ich habe vor einigen Jahren einmal kritisiert, dass Holz heute so verwendet wird, als ob

man es eigentlich gar nicht gerne hat. Es wird zerhakt, zerschnetzelt, wieder verleimt und zusammengefügt. Mich interessieren gerade Eigenschaften wie das Schwinden und Quellen des Holzes, das alle so hassen. Da hatten wir ein Thema. Früher hatte jeder Dorfschreiner ein grosses Holzlager. Das kann man heute wegen den Baulandpreisen nicht mehr so machen. Deswegen gibt es auch kaum luftgetrocknetes Holz mehr, obwohl jeder weiss, dass das besser zum Bauen geeignet ist als das ofengetrocknete. Diese Möglichkeit hatten wir nun. Wir brachten also 1000 Kubikmeter Holz nach Hannover, trockneten es dort, brachten es wieder zurück und verkauften es. Das war der eine Zugang.

Der andere Zugang kam aus der Nutzung. Ich fand, wir sollten als Gastgeber auftreten. Wir bieten guten Kaffee, gute Musik und Entspannung. Der Pavillon war ein schöner Ort zum Sein, um sich von dem Getöse all der restlichen Dinge zu entspannen.

In einer Diskussion über die Weltausstellung im Kunsthaus Aarau wurde ich gefragt, was denn schweizerisch an dieser Idee sei – der Pavillon war damals noch nicht gebaut – darauf habe ich geantwortet: «Nichts! Da ist gar nichts schweizerisch an dieser Idee. Diesen Pavillon würde ich auch für Österreich bauen. Das einzig schweizerische daran ist: Ich bin Schweizer! Ich mache das. Und ich nehme an, dass 80% aller Leute, die da mitwirken, auch Schweizer sind. Ich kann auch gerne gute Schweizer Weine dort anbieten. Aber ich kann euch garantieren, den Kaffee hole ich aus Italien. Denn ich will ein guter Gastgeber sein.» Da hat mich Thomas Borer, der zuständige Botschafter, nach der Sit-

zung zur Seite genommen und gesagt: «Ich habe gerade gehört, was sie gesagt haben. Wollen sie den Auftrag eigentlich oder nicht?» [lacht] In Bern gab es viele, die auch Freude an diesem künstlerischen Zugang hatten. Heute sind das ja eher Marketinggeschichten. Zugegebenermassen war das natürlich auf meine Art auch Marketing.

Und dann hat es natürlich auch Spass gemacht mit allen diesen Leuten an einem Gesamtkunstwerk zu arbeiten.

tm: War das denn gefragt, dass sich der Architekt um alles kümmert?

pz: Nein. Sie haben mich in der Botschaft auch immer gefragt, wo mein Marketingspezialist sei. Darauf habe ich geantwortet, dass ich ja bereits da sei. Das würde heute vermutlich nicht mehr gehen, dass ein Architekt damit durchkommt.

tm: Viele Gebäude von Ihnen sind ähnlich positioniert. Sie stehen eher für sich. Es wird häufig scharf kritisiert, dass die Architekturfakultät auf dem Höggerberg ist. Damit verbunden ist die Forderung, dass die Architekturstudenten wieder zurück in die Altstadt gehen sollen. Die Frage steht im Raum, wie die jungen Leute lernen sollen für die Stadt zu bauen, wenn das, was sie jeden Tag als Stadt erleben, der Science-City Campus der ETH Zürich ist.

pz: Das dünkt mich nicht so ein intelligentes Argument, Architektur der Stadt könne man nur in der Stadt lernen.

Dann müsste ich ja alles, was ich studiere, immer vor Ort studieren. Man kann auch auf dem Land gescheit über



die Stadt nachdenken und umgekehrt. Das ist eine Frage der Einstellung. Wenn ich etwas von der Stadt lernen will, dann gehe ich da abends hin und trinke ein Bier. Ich muss die Ausführungspläne nicht unbedingt in der Stadt zeichnen, damit sie besser werden. Da könnte man auch argumentieren, dass es gut ist, die Architekten in diesem künstlichen Campus dort oben auszubilden, weil sie sich so Gedanken darüber machen können, ob das eine gute Wohn- und Arbeitsform ist.

tm: Frank Lloyd Wright hat sich in den 10er Jahren des letzten Jahrhunderts von der Stadt abgewandt und 'Taliesin' gebaut, um seine Gegenutopien zur Stadt zu entwickeln. Sie kommen aus Basel und sind in den Siebzigerjahren nach Haldenstein gezogen. Hatten sie ähnliche Absichten?

pz: [lacht] Das hat sich so ergeben. Meine Frau ist Engadinerin und meine Kinder sind jetzt auch Bündner. Ich bin hier hängen geblieben. Aber es hat mir auch immer gefallen. Deswegen ist es ja vielleicht auch nicht ganz zufällig. Es ist sehr familiär, in dem Sinne, dass alles sehr nah und intim ist. Wir sind auch nur 30 Leute im Büro und arbeiten von hier aus für die ganze Welt. Die Leute im Büro kommen aus Schweden, aus Frankreich, Italien, Amerika, Kanada, Polen... Die Distanzen sind für sie kein Problem. Es sind eher die Schweizer, die denken Haldenstein sei weit weg von Zürich. Das sind aber einzig mental grosse Distanzen. Ich erreiche die Stadt schliesslich in einer Stunde. Vom LAX Airport in Los Angeles komme ich in einer Stunde nirgendwo hin.

Wir können hier sehr konzentriert arbeiten. Ich verlange auch keine grossen Überstunden. Vor 20 Jahren war das so, aber das will ich schon lange nicht mehr. Ich will, dass sie alle ihre Freiheit haben. Aber wenn sie da sind, dann zu 100%.

*Peter Zumthor, geb. 1946*

Schweizer Architekt und ehemaliger Denkmalpfleger am Denkmalamt des Kantons Graubünden in Chur. Für sein Lebenswerk wurde er 2009 mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnet. Er lebt und arbeitet in Haldenstein (GR).

Das Gespräch wurde im Januar 2013 von Benedikt Hengartner, Fabian Reimer und Stéphanie Savio aufgezeichnet.